



Peter Handke, **Vor der Baumschattenwand nachts. Zeichen und Anflüge von der Peripherie 2007–2015**. Verlag Jung und Jung, Salzburg 2016. 424 Seiten, 28 Euro



Die Obstdiebin oder Einfache Fahrt ins Landesinnere. Suhrkamp Verlag, Berlin 2017. 560 Seiten, 34 Euro

Ein Rauschen fährt durch die Bäume

Peter Handkes neue Sprach- und Sehnsuchtsbilder

Von Helmut Böttiger

»Schreiben: sich von sich überraschen lassen.« Dieser Satz steht losgelöst von den anderen Sätzen da, durch Leerzeilen getrennt. Er formuliert den Anspruch, den Peter Handke seit jeher an sich stellt. *Vor der Baumschattenwand nachts*, der neueste Band mit tagebuchartigen Aufzeichnungen, bildet wie frühere ähnliche Bücher ein Ideenreservoir für spätere Werke. Viele Motive, die hier auftauchen, sind im ein Jahr später erschienenen, aktuellen Epos *Die Obstdiebin* zu längeren Prosapassagen ausgebaut worden.

Vor der Baumschattenwand nachts ist eine eindeutig späte Prosa, mit Abstraktionen und Zuspitzungen. In der sich oft entziehenden, mäandrierenden Schreibweise der »Zeichen und Anflüge von der Peripherie«, wie es im Untertitel heißt, könnte man Anklänge an Goethes *Wanderjahre* erkennen: vorletzte, verstreute Gedanken, die keine verbindenden Füllsätze mehr nötig haben. Goethe kommt auch sehr häufig vor, gerade der spröde, sentenzenhafte der letzten Jahre, den sich der spätere Aufschreiber wie programmatisch vorzunehmen scheint und von dem er immer wieder Funde zitiert. Aber Handke schlägt oft auch Haken: »Der Goethe der *Wanderjahre*, nach der Luftigkeit der *Theatralischen Sendung* und der *Lehrjahre*, hat etwas von einem ›Grufftie‹«. Das ist eine sehr eigene Art, mit Selbstironie und Augenzwinkern umzugehen. Die »Luftigkeit«, der sich Handke schreibend nähert, ist durch eine große Ernsthaftigkeit hindurchgegangen.

Der Autor versucht, seine »Wanderjahre« auf jugendliche Weise zu begehen, wobei das Wandern schon immer auch mit dem Bleistift auf dem Papier geschah. Er schert sich dabei nicht um mögliche Missverständnisse, typisch sind Nachsätze wie »Hab ich das nicht schon so ähnlich notiert? Und wenn –«. Er setzt sich aus, er fragt unbeirrt weiter, und er genießt seine hart und zart erkämpfte Narrenfreiheit: »Ich wunderte mich über die Existenz, und ein Rauschen fuhr durch die Bäume.«

Man kann Handkes neues, großes Buch *Die Obstdiebin*, das keine Gattungsbezeichnung trägt, seinen irritierenden, wie von fern her klingenden Ton und seinen Schreibimpuls nur verstehen, wenn man das Wort vom »Epos« ernst nimmt, das in *Vor der Baumschattenwand nachts* mehrfach fällt. Es ist keineswegs ein »Roman«, es gibt keinen »Plot« und vor allem keine Psychologie. Bereits 1994 in *Mein Jahr in der Niemandsbucht* umschrieb Handke die Hoffnung, dass der mittelhochdeutsche Epiker Wolfram von Eschenbach als Autor der Gegenwart wiederkehren möge. Eines der drei Mottos der *Obstdiebin* stammt denn auch aus dem »Willehalm« Wolframs: »Man sah den lichten Sommer in so mannigfacher Farbe nie.«

Die mittelhochdeutschen Epen sind Abenteuer- und Reisebücher, es geht um Motive und um Mythen, die sich im pragmatischen Sprechen nicht erfassen lassen. Handkes *Obstdiebin* hat etwas seltsam Zeitloses, aber doch auch Gegenwärtiges. Man sieht die Gegend um Versailles durchaus mit dem Blick aus dem Jahr 2017, die Metro- und Regionalzug-Stationen. Man sieht die Picardie, die Zielgend des Aufbruchs der Obstdiebin, in ihrer zeitgenössischen Verlorenheit und Leere (es gibt dabei verblüffende Gemeinsamkeiten mit dem brillanten Buch *Fremd gewordenes Land* des Essayisten Jean-Christophe Bailly, das das gegenwärtige Frankreich unter anderem auch anhand des Flusslaufs der Oise seziert). Die allgegenwärtige Terror-Ahnung ist in den Zeilen dieses Epos immer präsent, und dennoch entfaltet *Die Obstdiebin* eine eigene Märchen- und Wahrnehmungswelt.

Man sollte sich von dem scheinbar gewaltigen Umfang des Buches nicht täuschen lassen: es besteht vor allem aus in sich geschlossenen Szenen, oft abseitig und skurril, und manchmal lässt der Autor seine Figuren auf die Rampe treten und wunderliche, pathetische und wirklichkeitssatte Monologe sprechen. Es ist erstaunlich, wie konsequent der Schriftsteller Handke dem allgemeinen Lauf der Welt seine eigenen Sprach- und Sehnsuchtsbilder entgegenhält: mit allen selbstreferenziellen Verspieltheiten, Narreteien und stilistischen Eigenheiten, bei denen auch gewaltigste Idiosynkrasien unabdingbar zur Poetologie gehören. Und spätestens, wenn er auf wenigen Seiten das Wesen der Haselnuss beschreibt, verzeiht man ihm alles. ■■■■